Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(11. Fortsetzung.)

„Ja so!“ Salester strich sich über die breite Stirn. „Die Hochzeit! Nun jedes Ding hat seine zwei Seiten. Ihr Herr Vater ist noch so jugendfrisch! Ich wollte nur, er ließe meinen armen Jungen nicht so unnöthig lange zappeln. Das hat beinahe etwas Verletzendes für mich. — Schon gut!“ fuhr er fort, als Willy einen Einwurf machen wogte. „Lassen wir's ruhen! Kommt Zeit, kommt Rath! Auch da! Man hat den Kopf jetzt mehr wie voll. Haben Sie morgen eine Stunde Zeit für mich, Assessor? Wir müssen noch Verschiedenes besprechen. Nur jetzt nicht — es geht mir wie ein Mühlrad im Schädel herum —“

Salester hatte noch lange in seinem Privatkontor zu arbeiten. Als er endlich in der Dämmerungsstunde heimfuhr, saß er mit geschlossenen Augen in der Ecke des Coupes, wie auf den Tod ermüdet.

Im Frieden seines Hauses schüttelte der eisenstarke Mann derartige Anwandlungen sonst spielend ab. „Nervenabspannungen?“ sagte er wohl bisweilen. „Ich glaube überhaupt nicht an Nerven.“

Einsilbig saß er heute bei Tisch seiner Frau gegenüber, aß sehr hastig, stürzte gegen seine Art schnell hintereinander einige Gläser Bordeaux hinunter, stand so bald als möglich auf und ging in sein Arbeitszimmer.

Den besorgten Augen der Frau war sein verändertes Verhalten nicht entgangen. Vergeblich hatte sie einige Male versucht, ihn in ein Gespräch zu verwickeln; er brach stets kurz ab.

Als sie nun hörte, wie er in seinem Zimmer rastlos auf und nieder ging, mit seinen schweren Schritten, deren Wucht selbst der weichste Teppich nicht unhörbar machte, schlich sie ihm nach.

Er hörte ihr Eintreten gar nicht. Erst als er sich umwandte, bemerkte er sie an der Thürpfoste, blieb stehen und fragte unwirsch: „Was soll's noch, Virginie?“

Sie trat dicht zu ihm heran, legte den Arm zärtlich um seine Schulter, blickte ihm prüfend ins Auge. „Ich sorge mich um dich, Karl —“ sagte sie mit ihrer weichen Stimme.

„Unsinn — !“ Er wollte aufbrausen. Aber der Mann von Stahl und Eisen wurde immer weich, wenn er auf das blonde Haupt der kleinen Frau hinabsah. Er verstummte, beugte sich und küßte sie auf die Stirn. „Es ist nichts. Sei nicht wunderlich, Virginie —“

„Du hast Aerger gehabt! Du hast Sorgen!“

„Aerger? Nun ja! Kleine Nadelstiche, von thörichten Menschen ausgetheilt. Das geht vorüber, man sollte es gar nicht beachten. Sorgen? Nicht mehr, wie immer. Leben ist Kämpfen. Das weißt du ja. Aber ich bin noch immer Sieger geblieben.“

Er hatte seine Wanderung wieder aufgenommen. Sie hing sich in seinen Arm. Wunderlich, wie gut die zarte kleine Frau mit dem Riesen Schritt halten konnte.

Sie wußte, er liebte es so gar nicht, wenn sie von dem Geschäft sprach. Wußte, daß ein nicht geringer Theil der großen Gewalt, die sie über ihn ausübte, nicht zuletzt darauf beruhte, daß sie im eigenen Hause dem rastlos Thätigen gleichsam ein stilles Asyl schuf, an das die Wogen der Außenwelt nur von fern anbranden durften.

Heute konnte sie nicht anders, sie mußte weiterfragen.

„Ist es mit Baldin? Du weißt, ich traue ihm nicht.“

„Baldin!“ Er lachte. „Baldin ist ein Werkzeug. Er hält sich für ein großes Licht und ist doch nur ein brauchbarer, geriebener Faiseur. Pah er muß thun, was ich ihm diktire.“

„Daß du ihn nur nicht unterschätzt, Karl. Ich habe oft Sorge, du trauft ihm zu sehr.“

„Kind, bitte, das sind Frauenantipathieen! Nichts weiter. Nein — meine Sorgen liegen auf ganz anderem Gebiet. Die kommende Zeit fürchte ich, ich's auch vor mir selbst verheimlichen möchte.“

„Die kommende Zeit?“

„Ja! Ich habe an ein längeres Andauern der Konjunktur geglaubt. Felsenfest. All' meine Pläne hab' ich darauf aufgebaut. Und nun fühle ich — instinktiv —, daß ein Gewitter naht. So wie der Krieger wohl an alten Narben den Wetterumschlag im Voraus bemerkt. Siehst du, Virginie — das Gewitter an sich fürchte ich auch nicht. Aber die Feigheit der Menschen vor ihm — verstehst du mich?“

Sie nickte eifrig. „Den Zusammenbruch des Vertrauens meinst du?“

„Das ist es. Und heute hatte ich einen Vorboten davon. Irgend ein Narr, der seine Zweifel, seine Zaghaftigkeit an recht unpassender Stelle vorbrachte. Nun — ich bin heute noch mit ihm fertig geworden. Leichter, als ich zuerst dachte. Aber es werden andere kommen. Und man wird mich nicht immer verstehen, wenn ich ihnen zurufe: „Glauben müßt ihr an mich, wenn ihr mit mir siegen wollt!“ Das ist's, was mir in den Gliedern steckt.“

Es war so selten, daß er sich aussprach wie heute. Fast machte sie es noch besorgter, daß er es that. „Du wagst viel — ich weiß es, Karl —“ sagte sie zaghaft.

Er bog aus der Mitte des großen Raumes nach der Fensterseite ein und blieb vor der geöffneten Thür der Veranda stehen.

Eine Weile sah er schweigend auf den Vorgarten hinaus, der im ersten spärlichen Frühlingsgrün lag.

Sie glaubte schon, er wolle überhaupt nicht antworten. Doch da sprach er plötzlich: „Ganz recht, Virginie. Ich wage viel. Viele würden meinen: zu viel. Aber das liegt in meiner Natur. Ich kann nicht anders —“

Wieder unterbrach er sich, um dann, nun mit dem alten spöttischen Lächeln um die derben, vollen Lippen, fortzufahren: „Erinnerst du dich, wie wir in Monte Carlo waren, wo jetzt die schöne Frau Paula von nebenan ihre Künste treibt, und wie kalt mich das ganze Jeu ließ! Es kam mir so dumm vor, das Glück auf diese Art zwingen zu wollen. So läppisch, diese Jagd dort nach dem elenden Gelde. Für die Art des Wagens habe ich gar kein Verständniß, solch Gewinn würde mir nie Freude machen. Aber auf meine Art das Glück zu zwingen: mit kluger Berechnung und mit kühnem Wagen und mit eiserner Ausdauer — das zieht mich! Das packt mich, spornt mich, hält mich fest, treibt mich vorwärts. Und das Glück läßt sich so zwingen — man muß nur wollen!“

Unten klang die Gartenpforte.

„Das ist Konrad!“ sagte Frau Virginie, und sie traten auf die Veranda hinaus.

Der Sohn sah sie und kam auf sie zu. Die Sporen klirrten leise, als er die paar Treppenstufen heraufsprang, und er sah so fröhlich aus.

„Junge, wo kommst du her? Du glänzt ja über das ganze Gesicht. Hast du irgend ein besonderes Glück gehabt?“ rief ihm der Vater entgegen.

Konrad lachte. „Vom Bahnhof komme ich. Fräulein von Schotten reiste ja mit Maria ab und mit Bernhardine —“

„Und das stimmt dich so froh, du Schlingel?“

Der Husar strich sich den flotten Schnurrbart.

„Na ja, Papa! Es war schon etwas dabei, was mich froh machen konnte. Du verstehst das wohl nicht — aber Mama sicher —“

Ueber das Antlitz von Frau Virginie flog das leichte Lächeln, das sie immer so mädchenhaft erscheinen ließ. Und ein ganz zartes Roth stieg auf ihren Wangen auf, als sie ihrem Mann zuflüsterte: „Verstehst du's wirklich nicht, Karl? Der erste Kuß — sein Glück!“

Zwölftes Kapitel.

Auf der Terrasse vor der Kirche San Pietro in Montorio standen sie und schauten hinab auf die ewige Stadt.

Seit zwei Monaten Mann und Frau. Seit sechs Wochen in Rom. Er neckte dann und wann: „Siehst du nun ein, Lora, wie gut ich prophezeien kann?“

Weit, weit hinter ihr lagen ihrem Erinnern die Bitternisse des kurzen Brautstandes. Sie hatte sie vergessen, weil sie vergeben wollte.. Vergessen all die kleinen Unarten Hardis, vergeben auch den trotzigen, hochmüthigen Zug in Willys Gesicht, mit dem er ihr Glück gewünscht hatte. Das mußte überwunden werden, und sie überwand; denn sie fühlte zu deutlich, daß sie das Außergewöhnliche ihres Entschlusses selbst erst rechtfertigen mußte — vor allem vor seinen Kindern.

Eins aber, das fühlte sie auch, würde sie nie vergessen: den liebevollen Zartsinn und den ruhigen, klugen Takt, mit dem ihr Mann ihr die Brücken zu dem neuen Lebensabschnitt schlagen half. Als ob eine eigene Gabe, ihrem innersten Wesen so verwandt, in ihm sei, Wege zu ebnen, auszugleichen — und auch mit einem einzigen herzlichen Ausdruck, ohne Worte, zu trösten, zu heilen, mit einem stillen Lächeln zu sagen: „Geduld, und die Klüfte schließen sich von selber.“

Sie war so dankbar. Sie war so innerlich frei. Sie war glücklich.

Mit Berhardine bahnte sich das freundschaftliche Verhältniß von ehedem schon wieder an. Vielleicht — sie fühlte es — von Hardis Seite mit kleinen egoistischen Nebengedanken. Das war erklärlich, war verzeihlich, und Lora ergriff ja so gern die noch mit verstohlenem Schmollen dargebotene Hand. Eine jüngere Schwester erschien ihr Hardi jetzt, für die sie mitdenken, für die sie rathen und thaten wollte.

Gerade sprachen sie von ihr. Heute Morgen war eine lange konfuse Epistel von ihr eingetroffen — aus Pallanza, wo die beiden Mädchen mit Fräulein von Schotten einige Wochen bleiben sollten.

Möller-Sieghard recapitulirte ein paar drollige Wendungen des Briefes: „Denke nur nicht, Papa, daß ich meinen Conny vergesse. Und wollt' ich's auch — hier im Grand Hotel ist ein junger Engländer, der sieht ihm zum Verwechseln ähnlich und mahnt mich täglich an ihn. Ein bildhübscher Junge — nur trägt er, ich bitt' dich, Röllchen!“

„Sie ist und bleibt ein Kind.“ Er sah zärtlich seine Frau an: „Wenn ich daran denke, daß ihr fast gleichaltrig seid!“

Lora lachte heiter: „Möchtest Du mich vielleicht älter haben, Eberhard? Ich freue mich meiner Jugend. Ja, bisweilen ist mir, als würde ich ihrer jetzt erst recht bewußt. Und das danke ich Dir!“

„Aber Lora —“

„Doch! Doch!“ Sie nickte eifrig. „Jetzt fühle ich erst, wie schön das Leben ist. In jeder Stunde. Auch nun wieder . . .“

Sie deutete hinunter auf die ewige Stadt.

„So sieh doch nur: dort die Cypressen auf dem Palatin! Die braunen Riesenmauern des Kolosseums! Drüben die feinen, blauen Schwingungen des Gebirges! Da links die Kuppel von Sankt Peter! Das gewaltige Häusermeer im Sonnenlicht — diese geradlinigen Dächer und darin Thurm an Thurm — und über dem allen der blaue Wunderhimmel, klar, wolkenlos. Ah — ist dasschön!“

Noch dichter trat sie an die Mauerbrüstung heran und spähte mit ihren scharfen Augen in die Ferne.

„Manchmal, wenn wir hier oben sind, dent' ich, aus Schutt und Asche müßte vor uns das alte Rom wieder erstehen. Dann seh' ich im Geist das goldene Haus des Nero und die Säulenpracht des Forums aufwachsen, sehe den todten Cäsar in der blutigen Toga oder den Zirkus mit jubelnden Volksmassen erfüllt oder eine siegreiche Legion im Triumphzuge . . . Aber ich schwatze Alltägliches — wer sollte denn hier nicht das Gleiche empfinden —“

Er hatte seine Hand in ihrem Arm gelegt. „Nein, Lora! Glaube mir . . . die allerwenigsten sehen mit geistigem Auge —“

„Und dann wieder das andere!“ fuhr sie fort. „Hier, gerade hinter uns, die Grabstätte des gekreuzigten Petrus — das alles dort unten, wie es jetzt sich breitet, von dem Prunkbau der Basilika San Paolo fuori le mura bis zum Vatikan ein Zeugniß für die Macht seiner Nachfolger! Aber siehst Du's . . . ganz hinten noch ein kleines Stück von der Fassade des Lateran. Muß ich da nicht an den armen Augustinermönch denken, unseren Doktor Martinus, der dort gläubigen Herzens auf schmerzenden Knieen die Stufen der Scala Santa heraufklomm, um dann, heimkehrend, seinen Wetterstrahl gegen dies selbe Rom zu schleudern! Und weiter da die gelben Mauern de Quirinal . . . das neue Italien — unere Zeit —“

Ein Betteljunge schob sich zwischen sie, die bunte Mütze im Genick, die braune Hand ausgestreckt: „Per grazia di dio . . . misericordia, abbia pieta, bellissima Signora!“

Sie sah ihren Mann bittend an, und beide lächelten. Er wußte schon: Vor jeder Ausfahrt mußte er sich die ganze Tasche mit den dicken Kupfersoldis füllen. Denn sie wollte keinen Bettler unbeschenkt lassen. Es war ja Unsinn für einen alten erfahrenen Italienfahrer, aber es half nichts.

Er warf dem Bengel eine Münze zu — aber der streckte Signora gleich die Hand noch einmal hin. Und richtig, sie zog ihr kleines Portemonnaie heraus und gab, was sie gerade fand.

„Du bist doch noch ein Kind —“ sagte er belustigt.

„Laß mich nur. Ich bin ja so froh, geben zu können —“

Der Kutscher mahnte: „Wenn die Herrschaften noch auf den Monte Pincio wollen . . .“

Das war auch eine kleine Leidenschaft von ihr, die ihn immer auf's neue freute, weil sie ihm so recht als Ausfluß ihrer Jugend erschien: Lora fuhr so gern. Sie sagte auch ganz unbefangen: „Weil's mir was Neues ist — ich weiß wohl. Aber wenn einem zwanzig Jahre lang eine Berliner Droschke ein Ereigniß war, darf man sich wohl in einr bequemen, eleganten Equipage behaglich fühlen.“

Durch die Passaggiata Margherita fuhren sie, den neuen Wunderweg überd en Janikulus, am Riesendenkmal Garibaldi's vorüber. Die Magnolien standen in voller Blüthe, und die Judasbäume leuchteten ihr Granatroth aus dem Grün der Anlagen, aus Lorbeer und Kornelkirschen.

Tief unten lag Rom, und jenseits seiner Mauern und Thürme die Kampagna im Frühlingskleide.

Ein weicher wonniger Dufthauch— Veilchen — Rosen — Jasmin —

„Ein paar Wochen noch, und wir müssen Abschied nehmen,“ sagte er. „Vielleicht ist's Thorheit; die Aerzte behaupten ja, jetzt blieben die oberen Stadttheile fieberfrei. Aber man darf nicht spaßen mit der Malaria. Und so wollen wir denn lieber auf einige Zeit nach Frascati ziehen, dort drüben im Albanergebirge, ehe wir nach Florenz gehen.“

„Abschied von Rom! Sprich noch nicht davon! Sag's mir erst am Abend, ehe wir abreisen müssen. Mir ist's ja, als seien wir erst gestern angekommen.“

Ihre Augen blickten schwärmerisch in's Weite. Und dann faßte sie seine Hand mit leisem Druck.

Der Wagen rollte die Serpentinen bergab, an San Onofrio vorbei, wo Tasso seine Leiden endete, und durch die Porta di San Spirito in das Borgo, die alte düstere Papststadt. Und so weiter am Tiber entlang unter dem massigen Mauerwerk der Engelsburg, die wie ein gewappneter Krieger am Stromufer steht, dem neuen Rom zu mit seinen gradlinigen Häuserfronten und den kahlen schnurgeraden Spekulationsstraßen.

„Die Augen möchte man schließen“ meinte Lora.

„Ein paar Minuten Geduld nur!“

Da waren sie auch schon unter der nachmittäglichen Korsofluth, die vom Monte Pincio nach der Piazza del Popolo herabströmte, auf den schönen Schlangenwindungen des Weges, mit den sich immer mehr an Umfang und Schönheit steigernden Ausblicken auf die Stadt.

Fast an jedem Spätnachmittag fuhren sie hier hinauf. Denn Lora konnte sich nicht sattschauen an den ewig gleichen, ewig wechselnden Bildern. Riesenhaft zur Rechten die Kuppel der Peterskirche und die hohen Mauern des Vatikans und wieder das für die Ewigkeit gebaute Grabmal Hadrians. Auf der Höhe des alten Janikulus, ganz in der Ferne, das gewaltige Reiterdenkmal Garibaldis. Dazwischen die Stadt. Die flache Kuppel des Pantheon gleich einem Gigantenschild. Das Kapitol . . . die Marc Aurelsäule, von der sie den Imperator herabgestürzt haben, um die Statue des Apostels Paulus hinaufzusetzen . . . ein schmaler Streif blauer Kampagna . . . die Cypressen auf dem Palatin.

Und dann eine Wendung des Weges, und das verzauberte Auge ruht auf den breiten grünen Wipfeln der Pinien in den weiten Gärten der Borghese . . .

„Liebe Schwärmerin!“ sagte er zärtlich, wenn sie ihm immer neue Ausrufe des Entzückens zuraunte.

„Sieh nur den Abendhimmel, Eberhard. Diese violetten Düfte ganz dort hinten . . . und wie das wechselt . . . jetzt hebt sich die Kuppel Michelangelos fast auf Goldgrund ab . . .“

„Die Sonne sinkt. Wir werden nach Hause fahren müssen, Lora. Da, die junge Ecclesia militans rüstet sich auch schon zum Heimmarsch.“ Er deutete auf die kleinen Kolonnen der geistlichen Seminaristen, die wie allabendlich ihren Erholungsspaziermarsch machten. „Die dort mit der violetten Soutane sind Schotten, Lora . . . aber in denen drüben können wir Landsleute begrüßen. Gamberi nennt sie der Römer: Krebse, weil sie die rothe Soutane tragen.“

Der Wagen rollte langsam bergab, in der großen Reihe der Korsofahrer. Vor der Terasse ließ der Geheimrath halten. Sie stiegen hier meist auf einige Minuten aus, um den Wunderblick über das Häusermeer in größerer Ruhe zu genießen.

Aber der Wagen hielt kaum, als Lora erstaunt, erschrocken zusammenzuckte. Unwillkürlich griff sie nach dem Arm ihres Mannes. Und da sah auch er —

Neben ihnen, kaum zwanzig Schritte entfernt, hielt eine sehr elegante Equipage. Im Fond saß, allein, Frau Baldin . . . am Wagen aber stand Willy . . .

Er konnte sie nicht sehen, denn er wandte ihnen den Rücken zu und sprach eifrig mit der schönen Frau. Sie hatte den Arm auf den Wagenschlag gelegt und lächelte ihm, unter dem duftigen Frühlingshut, heiter zu.

Im nächsten Moment schon hatte sie Lora erkannt. Sie flüsterte irgend ein schnelles Wort, neigte ein wenig den Kopf wie zum Gruß. Willy zog sofort den Hut, drehte sich um und schritt, während der Wagen von Frau Baldin sich in Bewegung setzte, auf den des Vaters zu.

Lora hatte die erste Ueberraschung schon überwunden, aber ihre Züge nahmen einen eisigkalten Ausdruck an. Nichts als ein starkes Empfinden der Abwehr war im Augenblick in ihr gegen diese Frau . . . und gegen den Mann, der sich am Narrenseil herumführen ließ. Und sie wunderte sich nur, daß ihr Mann gar nicht sonderlich erregt schien über diese plötzliche Begegnung.

Willy war doch ein wenig verlegen, trotzdem er einen möglichst unbefangenen Ton anzuschlagen suchte: „'n Tag, liebe Lora! Tag, Papa! Vor einer Stunde bin ich angekommen, fand in eurem Hotel kein Zimmer frei und fuhr zum Grand Hotel weiter.. es ist ja nur um die Ecke. Seid ihr wohl und munter? Ja . . . und so bin ich hier hinaufgepilgert, und das erste bekannte Gesicht ist das von Frau Baldin. Da konnt' ich denn gleich die Grüße ihres Mannes ausrichten und von seiner Sehnsucht erzählen. Scheint aber keinen sonderlichen Eindruck gemacht zu haben.“

„Das kam mir auch so vor,“ schob der Geheimrath trocken ein.

„Kann ich bei euch einen Teller Suppe essen, Lora? Schön — danke herzlich! Ich bespreche dann gleich mit dir, weshalb ich hier bin, lieber Papa. — Um sieben Uhr . . . vortrefflich. Dann hab' ich noch Zeit, mich ein wenig zu erkobern. Ich bin in einer Tour durchgefahren und will morgen wieder zurück . . . Gute Nachricht von unseren Kleinen, Papa? Ja . . . das ist ja schön . . .“

„Willst du nicht einsteigen, Willy?“

„Danke sehr. Ich habe noch in der Korsostraße eine Kleinigkeit zu kaufen. Also auf Wiedersehen um sieben Uhr. Ich küss' die Hand, Lora. Addio, Papa . . .“

Sie fuhren bergab an der Villa Medici vorbei, unter den immergrünen Eichen, zur spanischen Treppe und die Via Sistina entlang. Beide schweigend.

Ueber Lora war eine tiefe Traurigkeit hereingebrochen. Als ob sie ein Unglück nahen sah, das sie noch mehr erschreckte, weil es so ganz im Dunklen, Ungewissen lag. So glücklich, so frei hatte sie sich all diese Tage und Wochen gefühlt — nun kam der Rückschlag —

Weinen hätte sie mögen.

Endlich konnte sie das Schweigen nicht mehr ertragen, faßte nach ihres Mannes Hand und fragte leise: „Warum mag Willy gekommen sein?“

Auch er hatte in Gedanken versunken in seiner Ecke gesessen. Aber nun, da er den sorgenvollen, schweren Ausdruck in dem geliebten Antlitz sah, lachte er. „In Geschäften, Lora, sagte er ja. Ob ihm irgend ein kleiner Flirt mit dieser . . . Dame den Entschluß zu der langen Reise erleichtert hat, weiß ich freilich nicht. Du mußt das mit den Geschäften aber nicht etwa tragisch nehmen. Heutzutage scheut ein energischer Kaufmann um irgend einer wichtigen Rücksprache willen eine Fahrt von sechsunddreißig Stunden nie. Ein Hamburger Freund von mir fuhr im vorigen Jahre nach New York, brauchte eine halbe Stunde zu einer geschäftlichen Erledigung und kam gerade noch zurecht an Bord des anderen Dampfers, der heimwärts fuhr. Es gibt eben Angelegenheiten, die sich nur mündlich erörtern lassen.“

Sie mochte nicht weiter fragen —

Aber er selbst ergänzte nach kurzer Pause im ruhigen Plauderton: „Es wird wohl mit den Baldin'schen Unternehmungen zusammenhängen. Ich zeigte dir doch neulich den wüthenden Angriff der Frankfurter Zeitung auf die Prometheusgesellschaft . . . es ist da wohl nicht alles, wie es sein sollte. Vielleicht spielt auch die neue Erfindung deines Doktor Prall hinein, von der du mir erzähltest.“

Nun fragte sie doch beklommen: „Du fürchtest Verluste?“

Er zuckte die Achseln. „Das mag wohl sein. Aber auch das mußt du nicht allzu tragisch nehmen, Lora. In einem Geschäft wie dem unsrigen geht es selten ganz ohne Verluste ab. Die Kunst ist nur, rechtzeitig abzubrechen, wenn Gefahr droht. Uebrigens ist Willy — das muß ich ihm zum Lobe nachsagen — ein tüchtiger Geschäftsmann. Kurz: mach mir nicht ein Gesichtchen, wie der berühmte betrübte Lohgerber . . . dazu liegt kein Grund vor.“ Er sah sie an und lächelte und nickte ihr zu: „Wir wollen uns die Sommertage hier nicht verkümmern lassen, Lora.“

Zu dritt saßen sie dann im maurischen Speisesaal des Hotels an dem kleinen Wandtisch, von dem aus man die langgestreckte Halle und die internationale Gesellschaft völlig übersehen konnte. Neben Lora lag der große Strauß schwerduftender Marschall-Nielrosen, den ihr Willy überreicht hatte. Sie konnte sich noch immer von der Herzensangst nicht freiringen, die sie seit der Begegnung oben auf dem Pincio überfallen hatte. Sie war sehr schweigsam, und dabei verwunderte sie sich, wie ruhig, ja heiter Vater und Sohn plauderten. War das Selbstbeherrschung oder war es Selbsttäuschung, der sich beide hingaben? Auf ihr lag es wie mit Zentnerlassen. Nur mit Mühe folgte sie dem lebhaften Gespräch der beiden, beantwortete sie deren Fragen.

Aber allmählich begann sie doch aufzumerken. Eberhards Art war auch heute ganz die alte. Aus Willy sprach ein Zwang, ein nervöses Hasten. Er war anders als sonst. Gegen sie von ausgesuchter Ritterlichkeit, fast ein wenig übertrieben, fast als werbe er um ihr Wohlwollen. Dann und wann begegnete sie einem scheuen Blick, der zu fragen schien: „Hast du Einfluß auf Papa? Wie wirst du ihn nützen?“

Das peinigte und verletzte sie zu gleicher Zeit.

Oder war sie heute nur besonders empfindlich? Warum schmerzte sie jetzt auch Eberhards Frage: „Nun, mein Junge . . . und immer noch die alte Verehrung für Frau Baldin?“

Diese Frau! Was brauchte ihr Mann sie zu nennen vor ihren Ohren — in dieser Verbindung!

Es sollte ja nur ein Scherzwort sein — gewiß! Aber es that ihr weh. Und doch mußte sie aufhorchen bei Willys Antwort. Er zuckte lachend die Achseln: „Verehrung? Die war nie groß, Papa. Ein bissel Courschneiderei — meinetwegen. Aber auch das ist begraben. Ich sah Frau Paula heute seit Monaten zum ersten Male wieder — und dann: sie macht ihrem Mann wohl schwere Stunden, soll Unsummen im Teufelsparadies auf Monte Carlo verspielt haben.“

War das echt — war das unecht?

„Uebrigens, liebe Lora, da fällt mir ein: als ich vorgestern bei Baldin war, zu einer Besprechung, sah ich auch deinen Liebling, die Herta. Heißt der Blondkopf nicht Herta?“

Wieder stieg ein wehes Empfinden in ihr auf. Und ein leiser Selbstvorwurf war dabei: in deinem Glücksrausch hast du ja des armen Kindes kaum gedacht! Hastig fragte sie: „Wie geht's der Kleinen?“

Er gab Auskunft. Aber ihr schien es, wie jemand, der eigentlich nichts wußte und bereute, sich nicht genauer informirt zu haben. Worte — nicht mehr.

Es schnitt ihr ins Herz, wie sie sich vergegenwärtigte: Der Vater todt; die Mutter am Trente et quarente-Tisch in strahlender Toilette; ein Stiefvater, der nur Sinn für das elende Geld hat. Sie war die einzige gewesen, die dem Kinde das entgegenbrachte, wonach es sich sehnte: ein freundliches Herz, einen Brocken Liebe —

Nun war auch sie fern. Armes Kind —

Und da war es wieder Eberhard, der in ihrer Seele zu lesen verstand. „Armes Kind!“ sagte er auch. „Wenn wir heimkehren, wollen wir versuchen, ihm etwas zu sein. Und, Lora, schreib einmal an die Kleine. Ein gutes liebes Wort richtet solch armes Herzchen oft wunderbar auf.“

Das Dessert kam. Sie gingen hinüber in den Kuppelraum des Wintergartens.

Der Geheimrath und Lora gingen voran. Und Willy, der ihnen folgte, sagte sich inmitten all seiner sorgenvollen Gedanken: „Sie schreitet doch wieder wie eine Fürstin.“

Dann fiel ihm plötzlich ein: „Hat sie deine Rosen eigentlich mitgenommen?“ Er blickte zurück: da lagen die gelben Blüthen . . . Vielleicht war es Zufall, ein Vergessen. Rosen in Rom sind etwas so Alltägliches.

Aber es kränkte ihn tief. Es konnte auch eine Absicht sein. Und es erschien ihm wie eine üble Vorbedeutung.

Da wandte sie sich plötzlich um.

„Meine schönen Rosen! Willy, vergib —“

Zum ersten Male sahen sie sich voll ins Gesicht.

Und, über alles andere hinweg, stieg plötzlich ein großes Mitleid in ihr empor. Wo hatte sie denn nur ihre Augen gehabt? Wie elend er aussah, wie nervös! Wie sorgenvoll . . .

In ihren beweglichen Zügen mochte sich das alles wiederspiegeln. So lebendig, daß er dachte: „Was ist ihr? Was bewegt sie? . . . Denkt sie daran, weshalb du hier bist? . . . Oder . . . oder ist sie nicht glücklich?“

Er sprang schnell zurrück, ihr die Rosen zu bringen, und als er sie ihr reichte, schoß ihr unwillkürlich das Blut ins Gesicht. „Warum?“ fragte er sich wieder.

Sie hatte in diesem Augenblick nur den einen Wunsch, ihm etwas Gutes, Freundliches zu sagen. Als ob sie damit den Alp, der auf ihr lag, abwälzen könne.

Aber sie kam über das kurze: „Vielen Dank, Willy —“ nicht hinaus. Denn ihr Mann stand schon, mitten im Gästeschwarm, an der Thür und winkte. — — — .

(Fortsetzung folgt.)

Der Felsobelisk des Mont Pelee.

Nach den letzten Ausbrüchen des Vulkans von Martinique hatte sich eine riesige Lavasäule gebildet, die senkrecht bis zu einer Höhe von 800 Fuß aus der Krateröffnung emporragte. Nach der Ansicht des französischen Geologen Lacroix hat sich der Riesenthurm aus Lava gebildet, die so zäh war und sich so schnell verfestigte, daß sie nicht einfach nach den Seiten überfloß, sondern sich unter dem kolossalen, von unten her wirkenden Druck einfach aufwärts bewegte und rasch zu einem festen Fels erkaltete. Demgegenüber macht der amerikanische Geolog Angelo Heilprin neuerdings geltend, daß das Aussehen des Felsobelisken mehr für einen alten, durch die Wärme veränderten Felsen als für neugebildete und schnell erstarrte Lava spricht. Heilprin hält den Thurm für den alten Kern des Vulkans, für den Riesenpfropfen, mit dem sich der Vulkan einst „zugestopft“ habe, und der nun durch die Gewalt der Eruption als Ganzes aus der Krateröffnung an die Oberfläche emporgehoben worden sei. Ein solches Heben von Gebirgskernen haben schon früher Abich im Kaukasus und Scrope in der Auvergne beobachten wollen.

Die Thatsache, daß sich in der ganzen Armee von Panama nur 25 gemeine Soldaten befinden, ermuthigt eine englische Zeitung zu der Hoffnung, daß die Arbeiten an dem Canal keine ernstliche Störung erleiden werden. Doch laßt uns lieber nicht zu sanguinisch sein; denn wer weiß, wie viele Offiziere in der Armee von Panama stecken!

* * *

Aus Dankbarkeit, daß sie ihre ersten Erfolge in St. Petersburg errungen, hat die Patti in einem Wohlthätigkeitsconcert für die russischen Verwundeten umsonst mitgewirkt. Ihre Zuhörer werden wohl gewünscht haben, daß der russisch-japanische Krieg dreißig Jahre früher ausgebrochen wäre.

* * *

Allerdings hat Deutschland im Frieden zehn Mal so viele Soldaten wie die Ver. Staaten. Aber wir haben in Kentucky allein zehn Mal so viel Körnels als die deutsche Armee Obersten hat.

* * *

Denken kann man sich's, daß Rußland gegenwärtig nicht recht Zeit findet, über den Weltfrieden nachzudenken.

* * *

Die russische Anleihen ist „placirt“. Die Russen selbst sind aber meistentheils noch — auf dem Laufenden.